Das weiße Zimmer

Roman von Fergus Hume.

(17. Fortsetzung.)

„Ich weiß recht genau, wann es war. Ich vergesse den Tag, an dem ich solches Pech hatte, nicht so bald. Es war am 24. Juli."

Jascher und Bocaros sahen einander bedeutsam an, was Hart jetzt entging, da er im Augenblick sein Weinglas leerte. Von da an drehte sich die Unterhaltung meistens um die Karriere des Herrn Hart, und als dieser sich von den beiden Herren verabschiedete, hatte er keine Ahnung, daß er nach allen Regeln der Kunst ausgefragt worden war.

„Na, was denken Sie nun?" fragte Bocaros triumphierend, als er mit Jascher allein war.

„Hm, hm," brummte der nachdenklich. „Calvert war an jenem Abend nicht im Theater und er gleicht dem jungen Mann, der Miller von der Villa fortgelockt hat. Dazu kommt, daß er im zweiten Akt einen Dolch im Gewand trägt, den er vielleicht auch außerhalb der Bühne benutzt hat."

„Er hat ihn benutzt!" rief der Professor in entschiedenem Tone. „Die Wunde rührt von einem Dolch her — Calvert trägt in diesem Stück einen Dolch. Und er war zwischen sechs und halb zehn nicht im Theater — also zu der Zeit, da Frau Brand ermordet wurde. Außerdem," fuhr der Grieche fieberhaft erregt fort, „kennt Arnold Calvert Herrn Feller recht gut. Vielleicht hat er ihm den Hausschlüssel gegeben."

„Feller schwört, den Schlüssel nicht aus den Händen gegeben zu haben."

„Vielleicht sagt er nur so, um Calvert zu decken, weil dieser seine Schwägerin heiraten will."

„Hm, das könnte schon sein," brummte Jascher. „Hm, Calvert selber hat mir die Mittel gegeben, die Sache zu verfolgen. Es wäre doch zu komisch, wenn meine Nachforschungen auf seine Spur führten. Wenn ich ihn in die Enge treibe, läßt er die Verfolgung auf sich beruhen!"

„Das darf nicht sein!" brauste der Professor jetzt auf. „Wenn Calvert schuldig ist, muß er seine Strafe bekommen."

„Ueberlassen Sie nur alles mir," gab Jascher barsch zurück, während sein Gesicht vor Aerger dunkelrot wurde. „Ich will ordentlich Geld aus der Geschichte holen!"

Plötzlich fragte der Grieche ganz unvermittelt: „Woher haben Sie eigentlich das Geld, mit dem Sie Ihre Nachforschungen anstellen?"

„Calvert hat seinen Rechtsanwalt angewiesen, mir eine größere Summe zur Verfügung zu stellen."

„Und was gedenken Sie nun zu tun?"

„Vor allem will ich in Calverts Wohnung gehen und seine Wirtin auszufragen suchen."

Der Professor sann einige Augenblicke nach, dann sagte er: „Mir kommt da eine Idee. Emilie Dorn ist die Schwester von Calverts Wirtin — vielleicht ist es besser, wenn Sie das junge Mädchen ausfragen. Sie geht morgen zu ihrer Schwester — Sie wissen doch, daß Fräulein Dorn bei Frau Feller in Stellung ist?"

Jascher faßte den Griechen scharf ins Auge. „Ach so, das ist die junge Dame, die Sie in Ihr Herz geschlossen haben?" meinte er ironisch.

„Was geht das Sie an?" rief der Professor in heftigem Tone. „Sie ist ein liebes, gutes Mädchen und obendrein sehr hübsch. Sie schwärmt für mich" — fuhr er hitzig fort, denn der genossene Wein war ihm zu Kopf gestiegen — „und wenn ich reich geworden bin, heirate ich sie."

„Werden Sie aber je reich werden?"

„Wenn Arnold Calvert Flora Brands Mörder ist — dann ja!" antwortete Bocaros mit grimmigem Lächeln. Dann ging er. Jascher blickte ihm nach und zuckte die Achseln.

„Na warte Du," sagte er zu sich selbst, „Dich muß ich etwas im Zaume halten, sonst verdirbst Du mir die ganze Geschichte."

Am nächsten Tage um drei Uhr machte sich Jascher auf den Weg zu Calvert. Er fragte jedoch nicht eher nach dem jungen Mann, als bis er diesen in einer Droschke fortfahren sah. Erst dann klingelte er.

Frau Varney empfing ihn mit freundlichem Lächeln und antwortete auf seine Frage, der Herr sei vor ein paar Minuten fortgegangen. „Er ist zu seiner Braut gefahren, Herr Jascher," setzte sie hinzu.

Der Detektiv stutzte. „Nanu, woher wissen Sie denn, wer ich bin?" fragte er.

„O," versetzte Frau Varney, „meine Schwester kennt den Professor und der Professor kennt Sie. Mithin —"

„Ja, ja, der Professor erzählte mir von seiner Schwäche für —"

„Schwäche?" unterbrach ihn Frau Varney mit unnachahmlich stolzer Gebärde, „erlauben Sie mal, mein Herr! Professor Bocaros kann stolz darauf sein, daß ein so hübsches Mädchen wie meine Schwester ihn gern hat."

„Na ja, das wird er wohl auch sein," lenkte Jascher ein, dem an einer Unterredung mit Fräulein Dorn viel gelegen war. „Er wird ihr später auch eine ordentliche Existenz bieten können."

„Wissen Sie etwas Näheres darüber?" fragte Calverts Wirtin eifrig.

„Alles! Ich bin ja sein Agent!" log Jascher.

„Ah," rief Frau Varney erstaunt, die keine Ahnung von Jaschers Beruf hatte. „Aber bitte, wollen Sie nicht hereinkommen? Meine Schwester ist zufällig auch hier und ich bin überzeugt, sie wird sich freuen, den Agenten des Professors kennen zu lernen."

„Ich habe nicht viel Zeit," heuchelte Jascher.

„Ach bitte, nur auf ein paar Minuten," bat die Frau.

„Nun meinetwegen fünf Minuten."

Gleich darauf saß Herr Jascher in einem behaglich eingerichteten Zimmer einem großen, keck dreinschauenden jungen Mädchen gegenüber, das fast eben so große, schwarze Augen hatte wie Professor Bocaros. Sie sah ihrer Schwester ziemlich ähnlich und legte ebenfalls ein etwas theatralisches Benehmen an den Tag. Herr Jascher wurde zu einer Tasse Tee eingeladen Frau Varney verließ das Zimmer, um den Tee zu bereiten, und Jascher war allein mit Fräulein Dorn, die ihn nach allem möglichen ausfragte.

„Ich lernte den Professor ganz zufällig kennen," erzählte sie, „als ich eines Abends auf dem „Nachtigallenweg" von einem Herrn belästigt wurde. Ich rief um Hilfe. Der Professor kam hinzu geeilt und der andere ergriff die Flucht. Ich war halbtot vor Angst; der Professor führte mich in sein Haus, damit ich mich ein wenig erholen sollte. Seitdem sind wir sehr gute Freunde — seit einem Jahr," seufzte Fräulein Dorn sentimental, „und vor einiger Zeit gab er mir zu verstehen, daß er in engere Beziehungen zu mir treten möchte."

„Na, warum heiraten Sie ihn denn nicht?" fragte Jascher.

Fräulein Dora lächelte und sah den Detektiv bedeutungsvoll an. „Ich habe keine Lust, in einem so feuchten, kleinen Hause zu wohnen," gab sie zur Antwort. „Wenn mir der Professor ein gemütlicheres Heim bieten kann, werde ich ihn heiraten. Jetzt sind seine Verhältnisse wohl keine sehr günstigen?"

„Jetzt? Nein, jetzt sind sie nicht sehr günstig. Aber wer weiß — vielleicht wird er nochmal sehr, sehr reich!"

„Oh, wirklich?" flüsterte Fräulein Dorn mit gierig funkelnden Augen. „Nun, ich würde seinetwegen sofort meine Stellung aufgeben. Nicht, daß ich mich zu beklagen hätte," fügte sie stolz hinzu, „aber ich habe von jeher gefühlt, daß ich zu besserem geboren bin."

„Na natürlich! Und wenn der Professor erst mal zu Geld gekommen ist, dann kann er auch seinen Titel wieder annehmen. Er ist nämlich ein griechischer Baron."

„Ach, was Sie sagen!" Wieder funkelten ihre Augen habgierig. „Dann würde ich ja eine Baronin."

„Freilich! Es wird aber besser sein, wenn Sie in Ihrer Stellung bleiben, bis der Professor zu Gelde gekommen ist. Sie stehen sich doch wohl ganz gut mit Frau Feller?"

„Oh, gewiß — wir sind wie Schwestern," prahlte die schöne Emilie. „Sie vertraut mir alle ihre Geheimnisse an."

„Hat sie denn welche?" warf Jascher schnell ein.

Fräulein Dorn wiegte bedächtig den Kopf hin und her und preßte die Lippen aufeinander. Sie schien einzusehen, daß sie bereits zuviel gesagt.

„Ich bin meiner Herrin treu ergeben, mein Herr," entgegnete sie dann ziemlich von oben herab. „Und was sie von mir verlangt, tue ich, ohne sie zu verraten."

Jascher war verblüfft. Er wunderte sich, daß Fräulein Dorn in dieser Weise sprach, und fragte sich im stillen, was Frau Feller wohl von ihr verlangt haben möge. Da er jedoch erkannte, daß sie stutzig geworden, hielt er den Zeitpunkt zum Ausforschen für schlecht gewählt. Er sprach daher schnell von etwas anderem. „Ihnen ist die Villa Ajax nach dem Mord wohl auch nicht mehr angenehm?" fragte er.

Fräulein Dorn schloß die Augen „Reden Sie nicht davon. Meine Nerven sind geradezu erschüttert. Es ist entsetzlich! Und das schrecklichste ist, daß kein Mensch weiß, wer die arme Frau ermordet hat."

„Wissen Sie es auch nicht?"

„Selbstverständlich nicht," gab sie hastig zurück. „Ich war doch zusammen mit dem anderen Personal im Seebad!"

„Sind die anderen Angestellten nette Leute?" fragte Jascher.

Emilie zuckte die Schultern. „Oh ja. Auguste, die Köchin, ist besonders amüsant." Hier begann sie zu lachen. „Wir hatten neulich erst einen famosen Spaß."

„Was war denn so spaßhaft?" warf Jascher gleichgültig hin.

Emilie erzählte nun die Episode mit dem gefundenen Dolch. „Er lag in der Müllgrube und Auguste bildete sich ein, die Steine seien echt. Sie kündigte ihre Stellung, mußte aber schnell einsehen, daß der Dolch unecht war und Frau Feller gehörte, die ihn auf einem Maskenball getragen hatte."

„Sie wußten das doch auch?" fragte Jascher.

„Ich? Nein. Seit ich bei Frau Feller in Stellung bin — und das sind jetzt drei Jahre — war sie noch auf keinem Maskenball. Aber sie reklamierte den Dolch als ihr Eigentum, und Augustes Kummer war grenzenlos."

Jascher bat um eine Beschreibung des Dolches, die Emilie auch gab. Dann kam Frau Varney mit dem Tee, und die Unterhaltung wurde eine allgemeinere. Als Jascher das Haus verließ, schmunzelte er vergnügt vor sich hin.

14. Kapitel.

Eines Tages erhielt Arnold Calvert von Tracey einen Brief, in welchem er ihn ersuchte, nach der Blumenstraße, Bezirk Hampstead, zu kommen. Erstaunt darüber, was der Amerikaner in Flora Brands Haus zu suchen habe, verlor der junge Mann keine Zeit, dem Rufe Folge zu leisten. Er kannte Tracey nur oberflächlich, denn er hatte ihn bei Baldwins nur gesehen, als er Laura während deren Anwesenheit dort besuchte. Er wußte jedoch, daß der Amerikaner ein kluger und scharfsinniger Mensch war. Vielleicht hatte Laura mit ihm über den Mord gesprochen und vielleicht wollte er nun mit ihm beraten, was in der Angelegenheit zu tun sei.

Als Arnold vor dem kleinen Hause anlangte, sah er den Amerikaner, die unvermeidliche Zigarette im Munde, im Garten stehen.

„Sie sind wirklich ein netter Kerl!" empfing ihn Tracey. „Sie lassen nicht auf sich warten. Das gefällt mir."

„Mich treibt die Neugierde her," erwiderte Arnold, während sie nebeneinander herschritten. „Ich wundere mich, was Sie hier zu tun haben!"

„Alles zu seiner Zeit," versetzte Tracey mit undurchdringlicher Miene. „Lassen Sie Ihre Augen erst mal gründlich umherschweifen, ehe wir ins Haus gehen. Sehr hübsch, nicht wahr? Die arme Frau Brand scheint Blumen über alles geliebt zu haben. Sie hat viel Geld für Blumen ausgegeben."

„Sie war arm," versetzte Arnold traurig. „Wie sie mir erzählte, bekam sie nicht viel Geld von ihrem Gatten — vielleicht verdiente er nicht viel!"

„Haben Sie diesen Brand jemals gesehen?"

„Nein," antwortete Arnold, „nie!"

Tracey sah den jungen Mann ein wenig von der Seite an und bemerkte, daß dieser die Farbe gewechselt hatte. „Sie wissen aber näheres über ihn — nicht wahr?"

„Nicht viel," lautete die kühle Antwort. Ich weiß nur das, was Frau Brand mir erzählte, und sie war ziemlich zurückhaltend in dieser Hinsicht. Wie ich aus ihrem eigenen Munde erfuhr, war Brand Handlungsreisender."

„In welcher Branche?"

„Das weiß ich nicht; ich habe nicht danach gefragt. Er war viel unterwegs, und meine Cousine war sehr viel sich selbst überlassen."

„Hatten sie Kinder?"

„Nein. Sie sind, glaube ich, fünf oder sechs Jahre verheiratet gewesen. Tatsache ist," fügte er hinzu, „daß Frau Brand nicht sehr freundlich von ihrem Mann sprach. Es kam mir vor, als glaube sie, er verheimliche ihr etwas."

Tracey warf das Ende seiner Zigarette fort und zündete sich eine neue an. „Na ja, das war von Anfang an meine Idee. Diesen Brand umgibt ein Geheimnis, und wahrscheinlich keins, das auf Ehrlichkeit beruht, denn sonst hätte er der Frau, die bis zum Tode zu lieben und hochzuhalten er geschworen, nichts zu verheimlichen brauchen! Das merkwürdigste an der ganzen Geschichte ist, daß er nicht mal zum Vorschein kam, als sie ermordet worden war!"

„Ich kann nur annehmen," sagte Arnold, während er dem Amerikaner ins Haus folgte, „daß Brand nach Australien gereist ist, um sich danach zu erkundigen, ob der Mann, der Flora sein Vermögen hinterlassen mit ihm selber verwandt war."

„Hm, ja, es ist sonderbar, daß dieser Mann auch Brand heißt. Na wenn Brand in Australien ist, dann wird es allerdings eine Weile dauern, ehe er zurückkommt. Und wenn er kommt —" er stockte.

„Nun? Was wird dann geschehen?" fragte Calvert mit sorgenvoller Miene.

„Dann kommt die Wahrheit an den Tag."

„Glauben Sie, daß Brand seine Frau ermordete?"

„Ich weiß nicht," versetzte Tracey kühl und streckte seine langen Beine auf dem Sofa aus. „Doch da wir nun einmal so schön allein sind —"

„Nun?" fragte Arnold, da der Amerikaner stockte.

(Fortsetzung folgt.)

Barbaren.

Eine wahre Kriegsgeschichte von Käte Lindner.

Die kleine Blanche Detroix stand vor dem Toilettentisch ihrer Herrin und betupfte sich das brünette Subrettengesicht mit der Puderquaste. Aus lauter Verzweiflung tat sie das. Ihre Hände zitterten, und ihr Herz flog ängstlich wie das eines verirrten kleinen Vogels. Die Nase erhielt zu viel Puder und leuchtete weiß und keck aus dem bräunlichen Gesichtchen heraus.

Blanche seufzte, und ein paar große Tropfen rannen über die gepuderten Wangen herab. — Was sollte sie beginnen in ihrer Angst und Verzweiflung, wohin sich wenden, um den anrückenden Deutschen zu entrinnen? — Den Deutschen, diesen „sales allemands" (deutschen Schmutzfinken), wie noch gestern Mademoiselle sie genannt, ehe sie unter Zurücklassung ihrer Habseligkeiten geflohen war.

Heute beim Morgengrauen hatte Mademoiselle sich und Aline, ihr Schoßhündchen, nach Bordeaux in Sicherheit gebracht und sie, die arme kleine Blanche, samt all' ihrer Angst und Verzweiflung in dem kleinen Landhause zurückgelassen.

Blanche beschloß, sich zu verstecken, so gut, daß die Allemands sie nicht finden würden — Zuerst holte sie sich Proviant zusammen aus Mademoiselles wohlgefüllter Speisekammer. Da standen und hingen die appetitlichsten Sachen. —Würste neben einem zartrosa angeschnittenen Schinken, und da, der Marmeladenschrank, Mademoiselles Stolz und Freude. Er zeigte in Reih und Glied aufmarschierte Büchsen und Gläser voll der herrlichsten Dinge. — Blanche vergaß beinahe all ihre Sorgen und traf eine sorgfältige Auswahl. Sie packte die Eßwaren in einen Korb und schickte sich an, den Weg nach ihrem gewählten Versteck anzutreten.

„Verstecke Dich im Chalet," hatte auch Mademoiselle ihr noch gesagt, ehe sie abreiste. „Dort finden sie Dich nicht."

Und in der Tat, wenn sie irgendwo sicher war, dann war es im Chalet. —Von da aus konnte sie durch einen kleinen Ausguck auf die Straße sehen, konnte sie einziehen sehen, die Barbaren, die die kleinen Kinder mordeten und alles quälten, was ihnen in den Weg kam. —

Blanche legte die Fensterläden vor, verschloß die Haustür und huschte durch den Garten nach dem Gartenhaus, das so versteckt inmitten grüner Bäume lag. Es bestand aus einem großen, scheunenähnlichen Raum, der wohl ehemals als Stall gedeint haben mochte, jetzt aber zur Aufbewahrung von Gartengeräten und Gerümpel aller Art diente. Im Hintergrund führte eine angelegte Leiter nach einem Verschlag hinauf, den sich Blanche zum Versteck ausersehen hatte. Er war zwar schwarz und staubig, mit Spinngeweben verhangen. Aber er war nicht finster und vor allem — hier war sie sicher.

Blanche schleppte nicht ohne Anstrengung einen Gartenstuhl und ihden schweren Korb mit den Eßwaren über die Leiter hinauf in ihr Versteck. Dann holte sie ein Bund Stroh, das ihr als Lagerstatt dienen sollte, zog die Leiter hinauf auf den Gang und klappte die Tür des Verschlages hinter sich zu. Hier würde sie keiner finden.

* * *

Und sie kamen, die Deutschen.

Durchlöchert manche Uniform, Hände und Gesichter vom Pulverdampf geschwärzt. Staubig, müde, zerschlagen die Glieder vom anstrengendsten Marsch nach dreitägigem Kampfe. Aber in gleichem Schritt und Tritt, ein Lied auf den Lippen, Siegesfreude in den Augen, auf den müden, abgespannten Gesichtern.

Rasch waren die Quartiere verteilt, die Pferde untergebracht worden, und unter den Soldaten war keiner, der sich nicht freute, endlich einmal wieder die müden Glieder ausstrecken, den überanstrengten Körper einige Tage der Ruhe überlassen zu können.

Nach Mademoiselle Rénards kleinem Landhause waren ein Hauptmann, ein blutjunger Leutnant und zwei Mann Bedienung gekommen. — Die verschlossenen Türen und Fensterläden hatten den kräftigen Griffen des biederen Landwehrmannes Müller aus Berlin, der zurzeit Bursche beim Herrn Hauptmann war, keinen allzulangen Widerstand geboten.

Mit einem vergnügten Hallo waren Hauptmann P. und Leutnant von R. ins Haus getreten und sogleich auf Entdeckungen ausgegangen. Wie war es reizend in Mademoiselle Rénards Hause! Herrgott, das sollten ein paar wonnigliche Tage werden, hier drinnen, wo jeder Raum Behaglichkeit und Wohlhabenheit ausströmte. Des kleinen Leutnants Freude kannte keine Grenzen, als er einen Baderaum entdeckte.

Nun, um so besser. So konnte man sich's für die paar Tage so bequem als möglich machen nach all den Strapazen der letzten Wochen. Ohne Rücksichten nehmen zu müssen auf eine Hausfrau, die vielleicht häßlich und feindselig war.

Der Hauptmann ging nach der Küche, wo Müller bei Bereitung eines lukullischen Mahles alle Kochkünste entfaltete.

Nachdem Hauptmann P. als Vorgesetzter, wie es ihm zukam, zuerst die Badestube bezog, beschloß Leutnant von R. einen Rundgang durch den Garten zu unternehmen. Er schien groß und schön. Durch einen Laubengang trat man hinein in eine grüne Welt; wie friedlich war es hier! Weitab Kriegslärm und Getümmel. Uralte Tagushecken umschlossen einen grünen Rasenplatz, in dessen Mitte ein alter, häßlicher Faun lag, der eine reizende Nymphe auf der Schulter trug. Aus dem geöffneten Mund der kleinen Nymphe schoß ein silberner Wasserstrahl in die sonnendurchzitterte Luft des Sommertages und fiel zurück in ein großes Sandsteinbecken, in dem Goldfische und allerhand Getier sich's wohl sein ließen. Herrliche Blumenrabatten umsäumten einen Weg, der nach dem hinteren Teil des Gartens führte. Was war denn das für ein Häuschen, das da so versteckt unter alten Bäumen lag? — Leutnant v. R. öffnete die Tür. Tausend noch mal, das konnte man doch ganz gut als Stall für die beiden Pferde benützen, die jetzt im Gasthof einquartiert waren! —Welch' eine wichtige Entdeckung! Hier waren sie entschieden besser aufgehoben, und Müller— was würde Müller sagen? — Kam dem doch feines Hauptmanns Pferd gleich nach dem Herrn Hauptmann selber.

Nach dem Mittagsmahl wurde Müller beauftragt, die Pferde zu holen und sie im Gartenhaus unterzubringen. „Mein Lotteken," tätschelte Müller das Pferd, „nu' sind wir ja wieder beisammen." Und er holte sich mit Hilfe von Leutnant von R.'s Burschen die Strohmatratze aus der Bodenkammer, die er hatte beziehen wollen, ins Chalet. Hier würde er besser schlafen, als in der heißen Kammer vorn, und seiner Lotte konnte kein Haar gekrümmt werden. War doch den Erzhalunken hier in der Gegend nicht zu trauen. Feindlich und haßerfüllt waren die Blicke, die den Deutschen folgten, wenn sie durch das Dorf gingen. Wie leicht könnte den Pferden hier etwas zustoßen, wenn er nicht da wäre, sie zu beschützen.

* * *

Zeitig wurde an diesem Abend die Ruhe gesucht in Mademoiselle Rénards Hause. Der kleine Leutnant lag in Mademoiselles großem Himmelbett, blinzelte wohlig und dachte beim Einschlafen ein bißchen an daheim.

Im Chalet lag Franz Müller auf seiner Strohmatratze und fühlte sich ebenfalls sehr behaglich. Er dachte auch an daheim, an Berlin. Dort war er „Bollekutscher" gewesen und hatte eine Vorliebe für dralle Köchinnen und Berliner Weißbier. In der Woche lieferte er den Berlinern Milch und gab die neuesten Witze zum besten. — Franz Müller seufzte in Erinnerung aller vergangenen Herrlichkeit. Die Französinnen entsprachen nicht seinem Geschmack. Sie waren ihm zu „spillerig", er lobte sich das Handfeste, Gesunde. Lotte neben ihm hatte den Kopf geneigt und beschnubberte sein Gesicht.

Horch, was war das?

Der eben im Einschlafen begriffene Franz öffnete lauschend die Augen. War es ihm doch, als hätte er ein Geräusch vernommen, über sich, neben sich — wo kam es her? Wie das Fortrücken eines Stuhles hatte es geklungen, — Teufel noch mal, wenn sie ihn hier überfallen würden, Meuchelmörder, Franktireurs. — Einen ehrenvollen Soldatentod zu sterben vor dem Feinde, das war schön. Aber hier in einem solchen Winkel hinterrücks abgewürgt zu werden — — Franz sprang auf, beleuchtete mit seiner Taschenlaterne Tür und Wände des Chalets. Nichts Verdächtiges. Im Hintergrunde gähnte eine schwarze Oeffnung vonoben herunter. Eine Treppe führte nicht hinauf. Müller stieg auf Lottens Rücken und leuchtete in die schwarze Oeffnung hinein. Ein schmaler Raum war da, rechts und links ein Bretterverschlag, sonst nichts, was hätte Verdacht erregen können. Nur eine Leiter lag oben, die Müller vorsichtshalber mit herunternahm. Beruhigt legte er sich wieder auf die Matratze. Die Mäuse hatten ihn genarrt. Mäuse schien es in Massen zu geben in diesem alten Holzstall.

Da beim Morgengrauen erwachte Müller wieder. Diesmal hatte er sich nicht getäuscht. Seine auf einsamen Patrouillengängen geschärften Sinne waren wach. Er war nicht allein in diesem Raume. Es war ein Geräusch wie unterdrücktes Schluchzen an sein Ohr gedrungen, wie heimliches Weinen. Und von oben war es gekommen. —

Fahles Morgenlicht erfüllte den Raum und verscheuchte die Gespenster der Nacht. Jetzt drauf und dran! Müller stieg leise die Leiter hinauf und untersuchte den Bretterverschlag, der auf beiden Seiten diese Oeffnung umschloß. Richtig, hier war eine Tür, die er in der Nacht nicht bemerkt hatte. Ein kräftiger Fußtritt, ein kurzes Knirschen von brechendem Holz und der laute Aufschrei einer weiblichen Stimme — das war der Inhalt der nächsten Sekunde.

Das hatte Müller nicht erwartet, das nicht. Ein weinendes Mädchen stand vor ihm, schwarz Gesicht und Hände, Spinnweben im Haar. — Ein paar gefaltete Hände streckten sich ihm entgegen, und ein roter Mund flüsterte verzweiflungsvoll: „Pardon, pardon! de souris, souris"!

Müller stand ratlos. Was sie da sagte, das verstand er nicht. Entwischen lassen durfte er sie nicht. Zwar sah die Kleine nicht aus wie eine Spionin oder sonst etwas Gefährliches, aber man konnte nicht wissen. — Mit einem gebieterischen „Marsch" und ausgestrecktem Zeigefinger zeigte er auf die Leiter und nahm den gefüllten Korb vom Boden auf. Eine große Maus sprang ihm daraus entgegen, und ein neuer Aufschrei des Mädchens begleitete diese Heldentat. — Dann ging's im Gänsemarsch die Leiter hinunter, durch den Garten nach der Küche, die zitternde Blanche voran, von Argusaugen bewacht. Der Wächter mit dem schweren Korb und dem strengen Gesicht hinterdrein.

In der Küche drückte er dem zitternden Mädchen ein Stück Seife in die Hand, zeigte nach dem Wasserkrahn und schickte sich an, Kaffee zu kochen. — Ei, was kam da unter all' dem Schmutz für ein niedliches Mamsellchen zum Vorschein! Blanke Aurikelaugen und ein kleiner, schmerzverzogener Kindermund. — Müller vergaß beinahe seine Vorliebe für das Handfeste, und seine Augen hingen mit Wohlgefallen an der kleinen Französin. Reizend war sie, aber was hatte sie da oben zu suchen gehabt? Er reichte ihr einen Becher mit Kaffee, den sie mit einem geflüsterten „Merci, Monsieur!" und einem dankbaren Blick der Aurikelaugen entgegennahm. Dann huschte sie nebenan in die Speisekammer und kam mit einer reinen Schürze und einem Blechkasten voll kleinen Gebäcks zum Vorschein, den sie Müller mit einem Knix überreichte.

Wie schade, daß man beim Aufwaschen nicht ein bißchen plauschen kann, dachte Müller; aber alle Versuche, auf deutsch und mit „erworbenem Französisch" eine Unterhaltung anzuknüpfen, hatten nur ein Kopfschütteln und ein leises Lächeln zur Folge.

Hauptmann P. machte ein sehr erstauntes Gesicht, als er die Küche betrat und ein Paar vorfand, das sich vorzüglich zu unterhalten schien. — Mit der Hand an der Hosennaht meldete Müller: „Herr Hauptmann, dieses Mädchen habe ich gefunden."

Furchtsam hingen des Mädchens Augen an dem strengen Gesicht des Hauptmanns. Der aber war kein Unmensch. Und als Blanche die Laute ihrer Muttersprache von seinen Lippen vernahm, da erzählte sie. Erzählte von der qualvollsten Nacht ihres jungen Lebens, die sie im Chalet verbracht. Wie sie in ihrer Angst sich dort versteckt und sicher geglaubt hatte. Da waren die Pferde drunten einquartiert worden, und dann— dann waren die Mäuse gekommen. Ach diese schrecklichen Mäuse! — Wahre Freudentänze hatten sie aufgeführt um den gefüllten Korb; in Scharen waren sie angekommen und hatten sich's gut schmecken lassen. Und als sie sich gar nicht mehr zu helfen gewußt vor Grauen und Angst, da war auf einmal der Soldat gekommen und hatte sie hierher gebracht. Gnade, Gnade.

Und da sie ihr im vollen Umfang zu Teil wurde, kannte die Dankbarkeit der kleinen Blanche keine Grenzen. Früh als Erste huschte sie durch's Haus, sorgte für Behaglichkeit und Ordnung; wahre Gastmähler des Lukullus bereitete sie den „Prussiens". Müller schwor, daß die Französinnen schon immer sein Geschmack gewesen seien, sagte ihr auf deutsch und französisch die zartesten Schmeicheleien, und das klang so komisch, daß Blanche immer wieder Tränen lachte.

Als nach vier Tagen die Deutschen abzogen, da gab es einen herzbewegenden Abschied in Mademoiselle Rénards hübscher Villa, und ein naßgeweintes Taschentuch wehte hinter den abziehenden Barbaren drein. Und Blanche hing ein Bild in ihrer Kammer auf. Direkt über dem Bett fand es seinen Platz, das Abschiedsgeschenk von Franz Müller aus Berlin.

— Der naschhafte Pikkolo. Gast (kostend): „An dem Kompott fehlt etwas!"

Pikkolo (ängstlich nach dem Obertellner sehend): „Ja, aber nur ein einziges Löffelchen voll; ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf!"

— Neuer Schrei. „Wie, Du hast trotz Deines Ehehasses doch noch geheiratet?"

„Ja, was sollte ich machen. Bei meinen horrenden Schulden war schließlich die einzige Rettung der Schrei nach dem Schwiegervater!"

— Ein Schlauberger. A.: „Haben Sie schon gehört, Raben sollen zweihundert Jahre alt werden?"

B.: „Was Sie sagen, das muß ich doch gleich mal ausprobieren und mir einen kaufen".

Ein Farbenstoff-Zensus.

Auch ein Gedanke, welcher die Kriegs-Mißlichkeiten hervorriefen.

Im Gefolge des Ausbruches vom Weltkriege kam die deutsche Sperre auf die Ausfuhr von Färbestoffen, und die Kunde, daß Amerika nicht imstande sei, für sein eigenes Bedürfnis nach solchen Stoffen Sorge zu treffen. Und Deutschland lieferte damals, resp. ganz kurz vorher, 74 Prozent aller Färbestoffe der Welt! Von Frankreich und England war unter Umständen auch nichts erhältlich.

Damit Amerika sich nicht wieder in einer solchen hilflosen Lage ertappen lasse — die noch schlimmer wäre, wenn dieses Land selber sich in einem Kriege befände, mit entsprechender Steigerung des militärischen Bedarfes nach denselben Stoffen! — eröffnet die Bundesregierung einen Feldzug zur Aufmunterung einer großen einheimischen Fabrikation von Kohlenteer-Farben; und es wurde ein Regierung-Laboratorium für Versuche mit mannigfachen Farbengewinnungs-Prozessen eingerichtet.

Inzwischen hob Deutschland jene Sperre wieder auf, und bis zum März 1915 kamen deutsche Farbstoff-Sendungen über neutrale Häfen nach Amerika. Dann aber hörte die Geschichte wieder auf, besonders infolge der Gemeinheiten Englands auch gegen neutrale Länder. Amerika war nunmehr auf seine eigenen Hilfsquellen und auf seine Farben-Chemiker angewiesen. Zum Glück verlangte die Mode des Jahres eine sehr ausgedehnte Anwendung der weißen Farbe; daher wurden die noch vorhandenen Vorräte deutscher Färbestoffe weniger in Anspruch genommen. Gleichwohl mußten mehrere große Textilfabriken wegen Mangels an solchen Stoffen ganz oder großenteils den Betrieb einstellen, und eine der größten Strumpfwaren-Fabriken der Ver. Staaten mußte 1000 Angestellte entlassen, während 160,000 Dutzend Paare Strumpfwaren vergeblich des Färbens harrten. Gewöhnlich brauchte diese letztere Firma jeden Tag 500 Pfund Farbestoffe! Aber im Oktober 1915 waren ihre Vorräte bis auf ein halbes Faß zusammengeschrumpft, und nur mit großer Schwierigkeit gelang es der Firma, eine Tonne Anilin-Oel zur Benutzung für Anilin-Schwarz aufzutreiben, zu $1.50 das Pfund, — wenige Monate zuvor hatte das Pfund 10 Cents gekostet. Während dem war die Aufmunterung einheimischer Produktion durch die Regierung nicht gerade wirkungslos geblieben. Neben vier großen Fabriken, welche schon beim Beginn des Krieges Farben tierischen und pflanzlichen Ursprungs herstellten, erstanden noch verschiedene kleinere in mehreren Landesteilen.

Aber gleichwohl machte die Sache keine so raschen Fortschritte, wie man gehofft hatte. Das Kapital fürchtete sich, viel Geld in solche Unternehmungen zu stecken. Amerikanische Geschäftsleute waren besorgt, daß, wenn sie einen Farbenstoff-Handel aufgebaut hätten, die Deutschen sie nach dem Kriege unterbieten würden. Und sodann wußten die amerikanischen Fabrikanten auch nicht genug über den Verbrauch von Färbestoffen im eigenen Lande, um die Produktion mit Sicherheit rasch erhöhen zu können. Was für Farben wurden am meisten verlangt? Welche Geschäfte verlangten sie, und wie viel und welche begehrte jedes derselben? Die Deutschen hatten viele Jahre gebraucht, um für sich selber die Antwort auf diese und ähnliche Fragen zu finden.

So entstand der Gedanke, einen amtlichen Farben-Zensus anzulegen, — wahrscheinlich der erste derartige Schritt, welchen jemals eine Regierung unter friedlichen Verhältnissen getan hat. Dr. Thomas D. Norton, der beste Kenner dieses Gegenstandes in Washingtoner Kreisen, der in Deutschland und einer Reihe anderer Länder, auch im Orient, nebenbei gründliche Studien hierüber gemacht hatte — während seines Wirkens als amerikanischer Konsul — wurde mit der Leitung dieser Zensus-Aufnahme betraut. Als Quellen der Auskunft dienten hauptsächlich die Bescheinigungen aller amerikanischen Zollhäuser über Gewicht, Wert und Preis der Farbenstoff-Importe aller Arten in dem Jahre, welches am 1. Juli 1914 ablief. Nicht weniger als 37,500 verschiedene Eintragungen dieser Art wurden verzeichnet!

Mit dem mühsam gesammelten Material trat Dr. Norton stolz vor eine Konvention der Amerikanischen Chemischen Gesellschaft, — aber da erhob sich ein Sturm von Protesten! Von verschiedenen Seiten wurde nämlich erklärt, ein solcher Zensus bedeute das Verraten von allerlei Geschäftsgeheimnissen, und die Regierung habe ihre Autorität schnöde mißbraucht! Die Kritiker ruhten nicht, bis der Handelssekretär den Dr. Norton anwies, alle beanstandete Tatsachen aus dem „Zensus-Bericht" auszumerzen, was Norton nur mit großem Bedauern für die viele vergeudete Mühe tat.